

≈ Der Anfang ≈

1856 traten in Oldenburg erstmals Frauen mit einer eigenen kirchlichen Zielsetzung öffentlich in Erscheinung.

Im offiziellen Kirchenwesen besaßen Frauen wie auch im Staat noch Jahrzehnte lang keine Stimme – weder im geistlichen Amt noch im Gemeindekirchenrat noch in der Synode oder gar im Oberkirchenrat. Ein Kampf um Rechte dieser Art war in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht denkbar. Es sollte noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Oldenburgerinnen Helene Lange, Willa Thorade oder Emilie Oltmanns für die Rechte der Frauen erfolgreich eintraten. In der Kirche jedenfalls konnten Frauen nur etwas erreichen, wenn sie sich in einem Verein zusammenschlossen.

Karitativ tätige Frauenvereine gab es schon früher. Um 1815 sammelte ein *Oldenburgischer Frauenverein* Spenden für verwundete Soldaten. Der 1831/32 entstandene *Frauenverein in Oldenburg* rief eine Kinderbewahranstalt ins Leben und brachte dafür die Personalkosten auf. Neu aber war für Oldenburg ein Verein, in welchem Frauen eine kirchenpolitische Initiative zu ihrer Sache machten. Wenn es darum ging, den zersplitterten Protestantismus in Deutschland und außerhalb der deutschen Grenzen zu einigen, wollten sie nicht abseits stehen.

Daß die oldenburgische Kirche ein Glied der *Evangelischen Kirche in Deutschland* ist, scheint vom heutigen Standpunkt aus selbstverständlich zu sein, ebenso daß sie der *Gemeinschaft reformatorischer Kirchen in Europa (Leuenberger Konkordie)* und dem Genfer *Weltrat der Kirchen* angehört. Die oldenburgische Diakonie arbeitet mit den Diakonischen Werken anderer Landeskirchen zusammen und macht auch an der deutschen Grenze nicht halt. Es ist schwer vorstellbar, daß dies je anders gewesen wäre und daß früher einmal kirchliche Vereine nötig gewesen sein könnten, um die Selbstgenügsamkeit der autarken Landeskirchen in den deutschen Einzelterritorien aufzubrechen und für eine kirchliche und diakonische Zusammenarbeit zu öffnen.

Nachdem am Anfang des 19. Jahrhunderts die Freiheitskriege nicht nur zu einem politischen, sondern auch zu einem kirchlichen Aufbruch geführt hatten, schien das Ziel ganz nahe, daß der Protestantismus in Deutschland endlich die Zersplitterung und Kleinstaaterei überwinden und seine Kräfte bündeln könnte. Doch das Gegenteil trat ein, indem die evangelischen Kirchen der Territorien, die der Wiener Kongreß umschrieben hatte, sich noch mehr von einander abschotteten als zuvor. Die oldenburgische evangelische Kirche endete an den blau-roten Grenzpfählen. Die Kirchen dahinter – Aurich, Osnabrück, Bremen, Stade – lagen im „Ausland“. Nicht einmal mit den Kirchen in Eutin oder Birkenfeld gab es eine engere Verbindung, wenn man vom Großherzog als dem gemeinsamen Bischof und von dem gelegentlichen Stellenwechsel einzelner Pastoren absieht.

Da war es neu, ja unerhört, wenn in Oldenburg der 1844 gegründete Gustav-Adolf-Verein sich zum Ziel setzte, zwischen den isolierten Territorialkirchen einen inneren Zusammenhang *in der evangelischen Kirche Deutschlands* zu schaffen. Und ein paar Jahre später war es immer noch neu und unerhört, wenn in Anknüpfung an das Ziel des Gustav-Adolf-Vereins die Verfassungsgebende Synode in Artikel 1 des Kirchenverfassungsgesetzes (1849) die oldenburgische Kirche *als ein Glied der evangelischen Kirche Deutschlands und mit dieser als einen Teil der gesamten evangelischen Kirche* bezeichnete. Das Gemeinschaftsbewußtsein sollte also weder an den politischen Grenzen des Deutschen Bundes noch an den Sprachgrenzen noch erst recht an den Grenzen der lutherischen oder reformierten oder unierten Konfession enden.

Freilich war der Weg zur Verwirklichung dieser Grundsätze lang und mühsam. Zunächst war es nur der *Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung* mit seinem über ganz Deutschland gespannten Netz von Haupt- und Zweigvereinen, der die Einheit der lutherischen, reformierten und unierten Landeskirchen in Deutschland repräsentierte und die Kirchenleitungen zur Aufnahme gegenseitiger Beziehungen drängte.

Das Einheitsstreben galt aber nicht nur den Kirchen, die in ihrem Territorium die Mehrheit bildeten, sondern mit besonderem Nachdruck der Diaspora. Von seiner Gründung an hat der Gustav-Adolf-Verein es strikt abgelehnt, Proselyten zu machen und der römisch-katholischen Kirche, die im 19. Jahrhundert solche Bedenken nicht kannte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wo aber evangelische Minderheiten existierten, sollten sie überleben und ihren Glauben der nächsten Generation weitergeben können. Der Schleswiger Propst D. Nikolai Nielsen, der später in Oldenburg leitender Geistlicher werden sollte, brachte 1843 bei der ersten deutschlandweiten Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in der Frankfurter Paulskirche die Formulierung in die Satzung ein: Es sei Ziel des Vereins, *die Not dieser Glaubensgenossen in und außer Deutschland ... zu heben*. Als Begründung diente ihm der Hinweis auf das Pauluswort im Galaterbrief Kapitel 6 Vers 10: *Lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen*. Bis heute ist dieses Wort des Apostels, das an eine Diasporagemeinde gerichtet ist, der Leitspruch für die Gustav-Adolf-Arbeit geblieben.

Freilich war in den deutschen evangelischen Kirchen um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht nur im Blick nach außen auf die Nachbarterritorien schwach entwickelt, sondern auch im Blick nach innen. Dies zeigte sich mit schmerzhafter Deutlichkeit, wenn es um das Geld ging. Die alten Kirchengemeinden waren wirtschaftlich autark. Sie bezahlten den Pastor aus dem Pfarrgut, den Küster aus dem Küstergut, die Bauunterhaltung aus dem Kirchengut und erhoben, wenn es gar nicht mehr anders ging, unter Klagen und Murren eine Umlage im Kirchspiel. Sie bejahten zwar im Grundsatz, daß 1849 eine Synode und ein Oberkirchenrat gewählt wurden, die evangelische Kirche sich aus der Umklammerung des Staates löste und nicht länger von der ungeliebten Behörde des Konsistoriums regiert wurde. Aber sie weigerten sich, die eigene Kirchenleitung zu finanzieren. Wenn nicht der oldenburgische Landtag 1853 die Rückkehr zum landesherrlichen Kirchenregiment und seinen Geldquellen erzwungen hätte, wäre die synodale Reform gänzlich auf der Strecke geblieben.

Die Verantwortung für die evangelische Diaspora in den eigenen Landesgrenzen wuchs unter diesen Umständen nur langsam. Für den 1844 gegründeten oldenburgischen *Gustav-Adolf-Hauptverein* war es ein großer Erfolg, daß sich das Konsistorium 1847 zur Grundsteinlegung der evangelischen Kirche in Goldenstedt drängen ließ und daß mit deren Einweihung drei Jahre später endlich der konfliktträchtige katholisch/evangelische Mischgottesdienst (*simultaneum mixtum*) sein Ende fand. Wenig jedoch geschah für die evangelischen Familien oder Einzelpersonen, die sich aus beruflichen Gründen in der fest gefügten Welt der südoldenburgischen katholischen Kirchspiele ansiedelten oder in den neuen Moorkolonien ihr Brot suchten, wo anfangs alle kirchlichen Strukturen fehlten. Der Staat sorgte zwar notdürftig für die Schule, ging aber dem Konfessionsproblem aus dem Wege, so daß die Evangelischen sich von ihrer Kirche verlassen fühlten.

Dies war die innere Lage der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, als D. Nikolai Nielsen 1853 sein Amt als Oberhofprediger und Erstes geistliches Mitglied des Oberkirchenrats antrat. Seit seiner Teilnahme an der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Frankfurt am Main 1843 war er als begeisterter Befürworter von dessen kirchenpolitischen Zielen ausgewiesen. Er wurde gleich in den Centralvorstand gewählt. In seiner Lebensbeschreibung (1880) bekennt er im Rückblick: *Der Verein ist von Anfang an Herzenssache für mich gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben, so daß ich nun mehr als 36 Jahre für ihn lebe und arbeite*.

Die 1832 in Leipzig gegründete *Gustav-Adolf-Stiftung* und der 1843 dazugekommene *Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung* waren zunächst wie alle derartige Einrichtungen eine Angelegenheit von Männern. Nur nebenbei erfahren wir etwas von Frauen. Johanna Katharina Juliane Nielsen geb. Drews (1807-1885), seit 1833 mit Nikolai Nielsen verheiratet, hatte ihren Mann zur Hauptversammlung des Vereins nach Frankfurt begleitet. Alles deutet darauf hin, daß Juliane Nielsen gegenüber der *Herzenssache* ihres Mannes nicht gleichgültig blieb.

Mit ihrem Mann zusammen stand Juliane Nielsen die gefährlichen Jahre der Erhebung Schlesiens gegen Dänemark und des anschließenden häufigen Ortswechsels durch, bis dann von 1853 an Oldenburg für die Familie zum dauernden Wohnort wurde. Nielsen war als Vertreter der theologischen Mittelpartei – Schüler Friedrich Schleiermachers (Berlin) und Freund von Claus Harms (Kiel) – der richtige Mann, der nach den stürmischen Kirchenverfassungskämpfen als leitender Geistlicher die oldenburgische Kirche in ruhigeres Fahrwasser lenkte. Er schonte das Selbstbewußtsein der anderen Mitglieder des Oberkirchenrats, die nach wenigen Jahren kirchlicher Selbständigkeit sich wieder den Weisungen des Großherzogs beugen und einem von auswärts berufenen Theologen unterordnen mußten.

So verlief auch Niensens Zusammenarbeit mit dem Präsidenten des Großherzoglichen Oberkirchenrats, dem Juristen Dr. Justus Friedrich Runde, ohne Reibung. Runde war seit 1846 treibende Kraft für die Einführung der Demokratie in Staat und Kirche gewesen, verweigerte sich aber nach der Verfassungsrevision 1852 bzw. 1853 nicht der loyalen Mitarbeit. Auch Runde nahm an der Diaspora-Arbeit teil. Er gehörte dem Vorstand des oldenburgischen Hauptvereins an und hatte Anfang der fünfziger Jahre, als Generalsuperintendent Dr. Böckel von diesem Amt zurücktrat, auch den Vorsitz inne. Wie Rundes Frau Auguste Ernestine geb. Fischer (1814-1896, Tochter des früheren Birkenfelder Regierungspräsidenten Hannibal Fischer) über die Vereinsarbeit ihres Mannes dachte, wissen wir nicht. Die Umstände aber, unter denen der Gustav-Adolf-Frauenverein gegründet wurde, legen es nahe, daß Auguste Runde schon längere Zeit die Interessen ihres Mannes teilte.

Um seine Tätigkeit überall bekannt zu machen, veranstaltete der in Leipzig ansässige *Evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung* seine jährliche Hauptversammlung nicht immer am gleichen Ort, sondern wechselte unter den größeren deutschen Städten ab. Mit der 14. Hauptversammlung vom 2. bis 4. September 1856 war Bremen an der Reihe. Mehr als 40 Pastoren, Beamte, Lehrer und Privatleute aus dem Oldenburgischen – mehrere vermutlich mit ihren Frauen – reisten in die sonst nicht so sehr geliebte Hansestadt. Der Redakteur der damaligen oldenburgischen Kirchenzeitung *Kirchliche Beiträge*, Pastor Friedrich Julius Hellwag aus Altenhutorf, gehörte auch zu den begeisterten Teilnehmern und schrieb sofort eine anschauliche Reportage. Darin steht zu lesen, daß am letzten Tag der Berliner Pastor Dr. Ludwig Jonas den Frauen und Jungfrauen Bremens von dem 1851 gegründeten Berliner Gustav-Adolf-Frauenverein – dem ersten dieses Namens – einen Gruß und die Ermunterung überbracht habe, auch in Bremen einen solchen Verein zu gründen.

Hintergrund dieses Grußes war die schon seit fünf Jahren erfolgreiche Tätigkeit des Berliner Frauenvereins. Auf Grund der Reformationsfestpredigt 1851 eines bekannten Berliner Kanzelredners, Dr. Adolf Sydow von der Neuen Kirche am Gendarmenmarkt (heute meist *Deutscher Dom* genannt), entschlossen sich einige Berliner Frauen, Konzerte zu veranstalten, die mit Vorträgen über die Diaspora-Arbeit verbunden waren. Pastor Dr. Jonas von St. Nikolai, der Vorsitzende des Berliner Gustav-Adolf-Vereins, unterstützte diesen Frauenverein und machte ihn bei den Generalversammlungen überall bekannt.

Der Gedanke zündete nicht nur bei den Bremerinnen, die sich kurz darauf erstmals versammelten, sondern auch in Oldenburg. Im 8. Jahrgang der *Monatsberichte aus dem Gustav-*

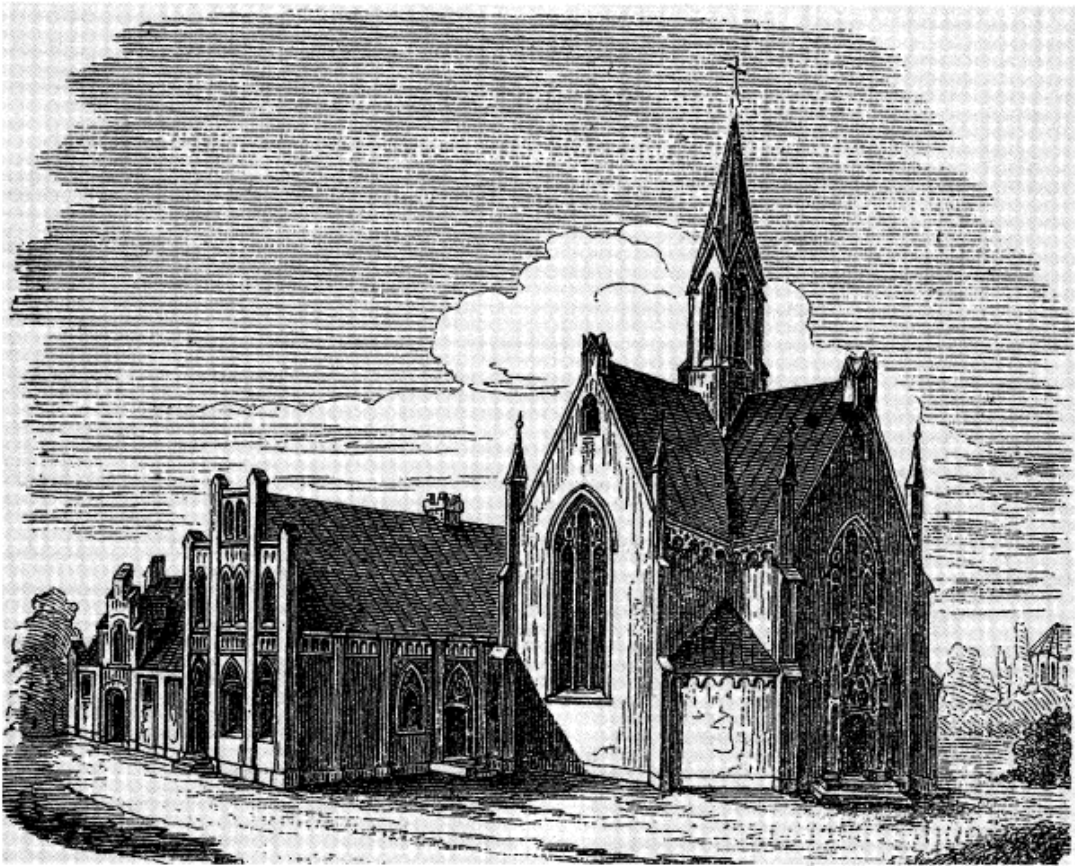


Abbildung 1: Evangelische Kirche, Schule und Lehrerwohnung in Cloppenburg kurz nach der Einweihung 1857 (aus: K. Zimmermann, *Die Bauten des Gustav-Adolf-Vereins*, Darmstadt 1860, S. 530)

Adolf-Verein in Oldenburg (1864) erinnert ein ungezeichneter Artikel mit der Überschrift *Der Gustav-Adolf-Frauenverein zu Oldenburg* an dessen Gründung:

Auf der Rückreise von der Gustav-Adolf-Versammlung zu Bremen im Jahre 1856 verabredeten zwei Frauen aus Oldenburg, in ihren Kreisen zur Spendung von wöchentlich einen Groten zu Gustav-Adolf-Zwecken aufzufordern, und so bildete sich ein kleiner Frauenverein, der in den ersten 4 Jahren nur aus etwa 30 Mitgliedern bestand ...

Wer waren die zwei Frauen aus Oldenburg? Die Presse der damaligen Zeit war bei der Nennung von Personennamen fast so zurückhaltend wie der moderne Datenschutz. Indessen läßt die Tatsache, daß Juliane Nielsen und Auguste Runde in der Zeit von 1856 bis 1879 sich mehrfach in den Funktionen der Ersten und der Zweiten Vorsitzenden abwechselten, mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß sie es waren, die bei der gemeinsamen Rückreise von Bremen die Gründung des Gustav-Adolf-Frauenvereins verabredet hatten.

Pastor Dr. Jonas hatte den Bremerinnen vorsorglich geraten, ihren Verein *mit irgend einer den Verhältnissen angemessenen Organisation* auszugestalten. Die Oldenburgerinnen begannen mit kleinen Schritten, sammelten Geld in erschwinglichen Beträgen und verwandten es für naheliegende Zwecke. Dies geht aus der ersten Eintragung hervor, die vermutlich 1862 bei der

Anlegung der Reinschrift des ersten Protokollbuches endgültig fixiert wurde. Für das von Herbst 1856 bis Sommer 1857 währende erste Vereinsjahr heißt es dort:

Gründung des Vereins September 1856. Jahresbeitrag wöchentlich 1 Groten = 52 Groten. 28 Mitglieder. Einnahmen inklusive einige Geschenke 22 Reichstaler 41 Groten. Vorstherinnen Johanna Nielsen und Auguste Runde. Verwendung der Beiträge zu einer Kanzelbekleidung von blauem Tuch mit Gold, wozu der Frauenverein Bremen die Altardecke stiftete, für die neu erbaute Kirche zu Cloppenburg.

Dies war personell und finanziell ein bescheidener Anfang. Da man nach damaliger Oldenburger Währung 72 Groten sparen musste, um einen Reichstaler einzuwechseln, ergab der Vereinsbeitrag jährlich pro Mitglied knapp $\frac{3}{4}$ Reichstaler. Bei 28 Mitgliedern betrug demnach das Soll der Beiträge 20 Reichstaler und 16 Groten, wozu im ersten Vereinsjahr noch 2 Reichstaler und 25 Groten *Geschenke* (Spenden) eingingen.

Das wichtigste Diasporavorhaben in der oldenburgischen Kirche um diese Zeit war der Kirchbau in Cloppenburg. Der Oldenburger Hauptverein, der mit Hilfe der Beiträge der örtlichen Zweigvereine viele Projekte nebeneinander fördern konnte, wandte allein dem Cloppenburger Bauvorhaben jährlich 125 Reichstaler zu – also ein Mehrfaches von dem, was der Frauenverein aufbringen konnte. Um bei diesem Kräfteverhältnis einen eigenen Akzent zu setzen, kümmerte sich der Frauenverein – zusammen mit den Bremer Frauen – um die gottesdienstliche Ausstattung. Während die wohlhabenderen und zahlreicheren Bremerinnen die Altardecke übernahmen, stifteten die Oldenburgerinnen ein blaues Kanzelparament, das vermutlich mit goldenen Borten oder mit einer goldenen Stickerei versehen war. Am 13. August 1857 konnte es bei der Kirchweihe, die D. Nielsen als *Erstes geistliches Mitglied* des Oberkirchenrats in Gegenwart des Großherzogs vornahm, der Gemeinde in Cloppenburg überreicht werden.

Nachdem der Frauenverein im ersten Vereinsjahr die inneroldenburgische Diaspora bedacht hatte, richtete er im zweiten den Blick bereits in die Ferne: nach Ostpreußen. In Bäslack, Kreis Rastenburg, wurde 1857 ein Konfirmandenhaus gebaut, das Raum für 50 Kinder bot. Sie wurden dort ein Jahr lang versorgt, unterrichtet, konfirmiert und in Lehrstellen oder Dienstverhältnisse vermittelt. Den Mitgliedern des Gustav-Adolf-Vereins in Rastenburg war nämlich aufgefallen, daß das nahegelegene Kloster Heiligenlinde im Ermland großzügig evangelische Waisen oder Kinder armer evangelischer Eltern aufnahm, sie sechs Wochen ernährte, kleidete und unterrichtete. Wenn sie den Rosenkranz beten konnten, erhielten sie die Erstkommunion und galten künftig als katholisch. Dieser gezielten Mission wollte man nicht länger untätig zuschauen, sondern schuf die *Konfirmandenanstalt* in Bäslack. Damit ist ein Arbeitsgebiet eröffnet, das den Gustav-Adolf-Frauenverein im Verlauf seiner gesamten Geschichte begleiten sollte: Förderung von Kindern und Jugendlichen, sachliche und personelle Ermöglichung ihres Unterrichts im evangelischen Glauben.